

Übersicht.

Krieg und Evangelium.

Krieg und Evangelium, was haben die miteinander zu tun? Der Waffenlärm und die Friedensbotschaft?

Etwas anderes war es im Alten Bunde, als Israel einen theokratischen Staat bildete, ein zwar gottesdienstliches Reich, aber immerhin ein politisches Reich, rings eingeschlossen von kriegerischen Völkern, mit denen es in beständigem Kampfe um seine Selbständigkeit rang. Von Gott fühlte es sich berufen, das Gelobte Land in Besitz zu nehmen, gegen die heidnischen Umwohner zu behaupten und den Götzendienst zu vernichten. Israel kämpft für Jahwes Sache, und Jahwe führt Israel zum Siege, so lange es ihm treu bleibt.

Wenn es den Israeliten zu gut ging, wurden sie zu Verrätern an Jahwe und ergaben sich dem sinnverwirrenden Götzendienst der Nachbarvölker. Zur Strafe kamen die heutzüglerigen Scharen der Heiden über sie und erfüllten das Land mit Raub und Mord. Dann besann Israel sich auf seinen mächtigen Beschützer droben, flehte zu ihm mit Gebet und Buße, und Jahwe errettete es aus seiner Not.

Das ist das Auf- und Abwogen in der Geschichte des auserwählten Volkes vom Einzug in das Gelobte Land bis zur Wegführung in die babylonische Gefangenschaft. Kampf mit den Heiden im Vertrauen auf Gott, Sieg und Wohlstand, Übermut, Abfall von Gott, schwere Heimsuchungen, Rückkehr zu Gott, Befreiung von den Feinden. Vom Buch Exodus bis zum Ende der Makkabäerbücher ist Israels Geschichte Kriegsgeschichte.

Diesen Gegenstand bespricht Alfons Schulz, Professor der Theologie in Braunsberg, in den „Biblischen Zeitfragen“, 7. Folge, 10. Heft (Münster i. W. 1915): „Die sittliche Wertung des Krieges im Alten Testament.“ Der Titel besagt schon, worauf der Nachdruck gelegt wird: es sind die sittlichen Kräfte, die der Krieg in Israel geweckt und entwickelt hat. Die erste dieser sittlichen Kräfte war das Vertrauen auf Jahwe, den wahrhaft Seienden, den starken Helfer in schwerer Schicksalsstunde, wie das Jubellied Ex 15 ihn besingt. Zwei Kapitel weiter sehen wir Israel im Kampf gegen die Amalekiter und Moses auf dem Berge in heißem, andauernden Gebet den Sieg ersiehend. Eigene Anstrengung und Gebet um Gottes Hilfe sichern den Erfolg. — Im Buche Josue tritt uns die für uns befremdliche Erscheinung des „Bannes“ entgegen. Alles, was dem Banne verfallen war, mußte restlos vernichtet oder dem Herrn geweiht werden (Jos 6, 17 ff). Auf die Übertretung war strenge Strafe gesetzt (Jos 7, 1 ff).

Es war einerseits die Ausführung des göttlichen Urteilspruches über die Götzendiener und zugleich ein Schutz Israels gegen die heidnische Ansteckung; andererseits ein der Beutelust jener Zeit auferlegtes schweres Opfer. — Das Buch der Richter zeigt uns den Krieg im Licht eines Zuchtmittels zur sittlichen Erneuerung des entarteten Volkes. Die Israeliten verließen Jahwe und liefen fremden Göttern nach. Da entbrannte sein Zorn, und er gab sie in die Hände von Blünderern. Jetzt riefen sie wieder zu Jahwe, und er sandte ihnen Richter, um sie zu erretten (Richt 2, 11 ff). — Ein Mann „nach dem Herzen Gottes“, d. h. ein König und Kriegsheld, der niemals Jahwe untreu geworden und zu den falschen Göttern gegangen ist, tritt in den Königsbüchern auf. David wird uns gewiß nicht als ein Tugendvorbild in allen Dingen geschildert, aber für seine Sünden tat er Buße, und als Lohn für sein unentwegtes Festhalten an der Religion Jahwes wurde ihm eine Siegeslaufbahn zuteil, wie keinem andern König in Israel. Sein Nachfolger versinkt während einer langen Friedenszeit in Weichlichkeit. Die Trennung Israels von Juda bahnt sich an und tritt schon unter dem Enkel Davids ein, der Beginn einer langen Reihe blutiger Kämpfe zwischen den Bruderstämmen.

Israel versank immer mehr in Götzendienst und wurde, wie die Propheten es vorhergesagt hatten, im Jahre 722 in die Gefangenschaft geführt. Es geschah dies, weil die Israeliten sich an Jahwe versündigten, andere Götter verehrten, schlimme Dinge trieben und so Jahwe reizten (4 Kg 17, 7 ff). Da begann auch Juda zu zagen, und anstatt auf den Herrn zu vertrauen, suchte es bei den Ägyptern Hilfe. Aber gerade für dieses Mißtrauen wurde es durch Assur gezüchtigt (Is 8, 5 ff; 31, 1), das freilich seinerseits nur eine Zuchtrute in der Hand Gottes ist (Is 10, 5 ff). Wird darum Assur übermütig, und kehrt Juda wieder vertrauensvoll zu Jahwe zurück, so kann auch die große Macht der Assyrier nichts ausrichten; ihrer 185 000 sterben in einer Nacht, der Rest kehrt um, Juda ist gerettet (Is 37, 21 ff). Gerettet, ja, aber nur für eine Zeit, bis die Bosheit des Volkes unheilbar geworden ist, und der Herr die heilige Stadt und das ganze Land dem Feinde preisgibt; 597 wurde Jerusalem von Nebukadnezar erobert. „Dein Wandel und deine Taten haben es dir angetan; es ist bitter und greift dir ans Herz“ (Jer 4, 18). — In der Gefangenschaft wurden die Juden von ihrem Götzendienst geheilt. Sie durften zurückkehren in ihr Land und ihre heilige Stadt, die allmählich wieder aus den Trümmern erstand. Seine glorreichste Zeit erlebte das zurückgekehrte Volk unter den Makkabäern, in denen noch einmal der alte religiöse und vaterländische Geist aufflammte. Als Judas mit seinem kleinen Häuflein der gewaltigen Macht der Feinde gegenüberstand, da sprach er zu den Seinen: „Fürchtet nicht ihre Menge und habt keine Angst vor ihrem Ansturm. Denkt daran, wie unsere Väter im Roten Meere gerettet wurden, als Pharao sie mit einem großen Heere verfolgte. Darum laßt uns jetzt zum Himmel rufen, und der Herr wird sich unser erbarmen und des Bundes mit unsern Vätern gedenken und heute dieses große Heer vor unsern Augen vernichten. Dann sollen die Heiden erfahren, daß jener lebt, der Israel erlöst und befreit“ (1 Makk 4, 9 ff).

Sie haben es erfahren. Judas fiel zwar später, aber seine Brüder setzten sein Werk fort, und Israel wurde wieder ein freies selbständiges Reich. Freilich nicht für lange; denn es nahte die Zeit, wo der verheißene und erwartete König kam, der ein ganz anderes Reich höherer Art für ewig begründen sollte. — Nicht alles ist ideal in der Geschichte und den Kriegen der Israeliten. „Was aber jene Kriege im Alten Testament gezeitigt haben an sittlichen Kräften, an Vertrauen auf Gott als Schützer der gerechten Sache, an Ergebung in Gottes Willen bei Mißerfolg und Unglück, an Pflichterfüllung gegen Gott und Menschen und Eifer für die heiligsten Güter, an glühender Vaterlandsliebe und heldenhafter Tapferkeit, an gegenseitiger Hingebung und Treue von Fürst und Volk füreinander — das wird seinen Wert niemals verlieren.“

* * *

In konservativ-protestantischem Sinne behandelt die gleiche Frage Karl Dunkmann in den „Biblischen Zeit- und Streitfragen“ X. Serie, 1. Heft (Berlin-Vichtersfelde 1915): „Die Bibel und der Krieg“. Er untersucht, „wie sich denn die israelitische Religion als Religion zum Krieg verhält, wie sie sich damit verträgt, da sie doch eine Religion des Friedens ist und sein will.“ Die Patriarchen sind wesentlich Friedensgestalten. Von Kriegslust kaum ein Hauch. Mit Moses tritt freilich eine Zeit des Kampfes ein, aber in Unterordnung unter den einen Gott der Väter, der doch schließlich den Frieden will und durch die Propheten verheißt. Viele Psalmen sind zwar kriegerisch gestimmt, aber nicht kriegerisch aus Eroberungslust, sondern aus Notwehr und darum im Vertrauen auf Gott, der jedoch mit seinem Volk nur gemeinsame Sache macht unter der Bedingung des Gehorsams und der Gerechtigkeit. „Die sittlich bewahrenden Einflüsse der Religion sind ungleich stärker als die fanatisierenden.“ Die Eroberung des Heiligen Landes, die Behauptung des Eroberten gegen fremde Angriffe, der Untergang der staatlichen Selbständigkeit bezeichnen die drei Epochen der Geschichte Israels. Seine glorreichste Zeit ist die zweite Epoche, besonders unter David. Aber seit der Königsherrschaft entwickelte sich immer mehr der Kampf zwischen dieser und der Gottesherrschaft. Die Vertreter der letzteren sind die Propheten. Sie machen die Interessen der Religion geltend gegenüber den ausschließlich auf politisch nationale Ziele hinstrebenden Königen. Den Zwiespalt zwischen Religion und Nation trug das Volk von Anfang an in sich, weil Jahwe nicht wie die Heidengötter sich mit Israel eins machte im Guten und im Bösen, sondern sich von dem frevelnden Volke abwandte, ohne daß er darum aufhörte, sein Herr zu sein. Das Wort der Propheten konnte das schließliche Verhängnis nicht abwenden. Die letzte Epoche zeigt uns das Volk in völliger Abhängigkeit von andern Völkern. Die Folge ist, daß der Blick sich immer mehr auf die Zukunft wendet und mit Sehnsucht nach dem Messias schaut, der den letzten und größten siegreichen Krieg auskämpfen und dann den ewigen Frieden herbeiführen soll, einen Frieden, in dem Israel herrscht und alle Weltreiche ihm unterworfen sind. Diesen nationalen Wahn zu zerstören und den inneren Zwiespalt, an dem das Volk krankte, zu lösen, war die Aufgabe der christlichen Religion. —

Phantasie diese Träume von eigenem Glück und von der Rache an den Feinden nach rückwärts in die Vergangenheit und nach vorwärts in die Zukunft projiziert". So entstanden die übertriebenen Schilderungen von der ehemaligen Größe und den Taten Israels in den Geschichtsbüchern und förmliche Tendenz-Romane wie Judith und Esther; „Fieberphantasien einer geknechteten Nation, deren Kraft in Ketten gehalten wird, und die um so zügelloser ihre Hoffnungen und Wünsche sich austoben läßt". Dahin gehören in den prophetischen Büchern die Drohungen gegen die fremden Völker, dahin gehören auch manche Stellen in der neutestamentlichen Apokalypse, in denen kein christlicher, sondern jüdischer Geist weht. Doch muß man diesen Chauvinismus bei den Juden so gut entschuldigen wie bei den Griechen und Römern. — Das ist also die Erbauung, die der Rationalismus aus den Büchern des Alten Testaments schöpft. Dahin kommt es, wenn ein totes Buch die ganze Grundlage der Religion und Sittlichkeit sein soll und jede lebendige Lehrautorität ausgeschlossen wird. Wehe dem Volk, dem von seinem Christentum nicht mehr bleibt, als was die Rationalisten ihm lassen!

* * *

Gehört das bisher Gesagte zu dem Thema „Krieg und Evangelium"? Ja, insofern die sittlichen Anschauungen des Alten und des Neuen Testaments nicht völlig voneinander getrennt werden können. In den heiligen Schriften der Christen wird auf die heiligen Schriften der Juden Rücksicht genommen als auf eine Offenbarungsquelle und eine Richtschnur für Glauben und Sitte. Das gilt auch für die Beurteilung des Krieges. Es sei nur erinnert an das 11. Kapitel des Hebräerbrieves, in dem die ganze Geschichte des auserwählten Volkes Vorbilder des Glaubens liefern muß. „Im Glauben verschmähte Moses, groß geworden, Sohn einer Tochter des Pharao zu heißen. . . . Im Glauben verließ er Ägypten, ohne den Zorn des Königs zu fürchten. . . . Im Glauben sind sie durch das Rote Meer gegangen wie durch trockenes Land, während die Ägypter, als sie das gleiche versuchten, verschlungen wurden. . . . Durch Glauben fielen die Mauern Jerichos, nachdem sie sieben Tage umzogen worden waren. . . . Und was soll ich noch weiter sagen? Denn es würde mir die Zeit gebrechen, wenn ich erzählen wollte von Gedeon, Barak, Samson, Jephthe, David, Samuel und den Propheten, die im Glauben Königreiche überwandten. . . . Helden wurden im Krieg, und Heerlager der Fremdlinge überwältigt haben."

Das ist die „große Wolke von Zeugen", auf die auch die Christen hinstellen sollen. Also kann jemand auch im Geist des Glaubens am Krieg teilnehmen und sich durch Kriegstaten auszeichnen. Wäre jeder Krieg und Kriegsdienst mit den Grundsätzen des christlichen Glaubens durchaus unvereinbar, dann hätte auf solche Vorbilder nicht hingewiesen werden dürfen.

Es ist wohl richtig, zu sagen, daß der Alte Bund nicht auf der sittlichen Höhe des Neuen stand. Aber man darf das nicht mißverstehen. Etwas in sich und unter allen Umständen Unsittliches konnte auch den Israeliten von Gott nicht erlaubt oder gar geboten werden. Das größte und erste Gebot im Alten

und im Neuen Bunde ist dies: „Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben aus deinem ganzen Herzen“ (Dt 6, 5. Mt 22, 37). Das zweite aber ist diesem gleich: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ (Lv 19, 18. Mt 22, 39). Auf diesen beiden Geboten beruht der gesamte Inhalt des Gesetzes und der Propheten, aber auch die ganze Sittenlehre des Evangeliums. Darin besteht kein Unterschied zwischen den Lehren des Alten und des Neuen Testaments.

Der Unterschied besteht darin, daß das Evangelium die ganze sittliche Vollkommenheit und Reinheit predigt, während die Israeliten, die bei ihrem Auszug aus Ägypten noch auf einer niedern Kulturstufe standen, erst allmählich zu höheren Auffassungen erzogen werden mußten. Ein guter Erzieher fängt nicht gleich mit dem Schwersten und Unfaßbaren an, sondern beginnt mit dem Anschaulichen und Naheliegenden.

Gott ist ein guter und liebevoller Erzieher. Dem Volk, das er zur Heranbildung vierzig Jahre in der Wüste herumsührte, mußte er mit sinnfälligen, handgreiflichen Zeichen seiner Macht, Erbarmung, Sittenstrenge kommen. Ihm mußte er als Arzneimittel zur Beobachtung des Gesetzes irdische Güter versprechen; ihm konnte er noch nicht alle Folgerungen der ethischen Prinzipien bis in ihre feinsten Anwendungen vorlegen. Er mußte sich anfangs sozusagen mit dem Größern begnügen und erst nach und nach an der Verfeinerung arbeiten; aber er durfte ihnen darum doch die zu einem religiösen und sittlichen Leben unumgänglich notwendigen Wahrheiten nicht vorenthalten, noch weniger sie geradezu in Irrtum führen.

Auch die Israeliten wußten, daß es ungerechte Kriege gibt (Richt 11, 27); aber was in einem gerechten Krieg alles erlaubt ist, darüber konnten sie Meinungen haben, die mit den unsrigen nicht übereinstimmen. Manche ihrer Kriegsbürden und Kriegsklitten muten uns sonderbar an. Wenn jedoch viele Fragen der Kriegsmoral auch heute noch strittig sind, so darf man um so weniger für jene Zeit eine einwandfreie Anwendung der allgemeinen Sittengrundsätze in allen Einzelhandlungen verlangen.

Das Gebot der Nächstenliebe war den Juden bekannt; daß es sich aber auf alle Menschen, auch auf die Feinde, erstrecken müsse, lag ihrem Verständnis fern. Sie sollten ja als „heiliges Volk“ möglichst von der Berührung mit den Heiden abgeschlossen werden. Und diese Heiden hätten sie lieben sollen?

„Die Israeliten, insbesondere ihre Könige, fühlten sich als ‚Söhne Gottes‘. Ihre politischen Feinde waren Feinde des Gottes Israels. Ihre Kriege waren heilige Kriege — geführt um die Ehre des einen wahren Gottes und den Bestand seines Volkes. Der Messias macht nun dieser kriegerischen Religiosität ein Ende, indem er hinweist auf das Verhalten Gottes selbst, daß auch maßgebend sein muß für die, welche wirklich seine Söhne werden wollen. Wie der Vater im Himmel seine Liebe nicht auf die Guten und Gerechten beschränkt, sondern Tag für Tag seine Wohlthaten ebenso seinen Feinden, den Bösen und Ungerechten, zukommen läßt, so müssen auch seine wahren Söhne, die Bürger des neuen Gottesreiches, Liebe und Guttat auch denen zuweisen, welche religiös-

sittlich nichts mit ihnen gemein haben, ja sie sogar eben wegen dieses Unterschiedes anfeinden. . . . Die universalistische Erweiterung der „Nächstenliebe“ zu einer auf den höchsten Grad gesteigerten Menschenliebe ist das große Neue, das Jesus hier gebracht hat. Zugleich stellt er damit die Erhaltung seines Reiches auf rein religiös-sittliche Mächte. Daß es dem Messias sehr am Herzen lag, die Schranken, welche die national-religiösen Gegensätze zwischen Juden und Nichtjuden aufgerichtet hatten, von innen heraus zu überwinden durch die Forderung uneingeschränkter Menschenliebe, zeigt aufs deutlichste die Parabel vom barmherzigen Samaritanen.“ So Karl Benz in den „Biblischen Studien“, XIX. Band, 1. Heft (Freiburg i. Br. 1914): „Die Stellung Jesu zum alttestamentlichen Gesetz“ (S. 26 f.)¹.

*

*

*

Verurteilt also das Evangelium mit seinem Gebot der allgemeinen Menschenliebe jeden Krieg? Ist der jetzige Weltkrieg wohl gar ein Bankrott des Evangeliums, wie man schon behauptet hat? Gerade das Gegenteil ist der Fall. Denn wenn es auf Erden keine Kriege mehr gäbe, dann wäre die Weissagung des Evangeliums falsch, die viele und große Kriege bis zum Ende der Zeiten prophezeit hat.

Bischof Michael v. Faulhaber weist in dem Büchlein „Der Krieg im Lichte des Evangeliums“ (München 1915) darauf hin, „daß das Evangelium den Krieg als geschichtliche Tatsache des christlichen Zeitenlaufs auf der ganzen Entwicklungslinie von der ersten bis zur letzten Stunde in Aussicht stellt. Das Wort von den Blutzügen (Mt 24, 9) läßt schon für die apostolische Zeit blutige Tage ahnen, und für den Vorabend des Weltgerichtes werden in prophetischer Fernsicht je später je blutiger die furchtbarsten Völkerkriege angekündigt. „Ihr werdet von Kriegen hören und Kriegsbottschaften. Es wird Volk wider Volk sich erheben“ (Mt 24, 6 f.). Der Zusatz im Markusevangelium „solches muß geschehen“ (13, 7) hat die Tatsache des Krieges sogar als unabwendbares Angebinde der Weltgeschichte bezeichnet. Das Evangelium träumt trotz aller Vorliebe für den Frieden keinen weltfernen Friedensraum und hat nicht einmal die Friedensgedichte der Propheten vom Umschmieden der Schwerter in Pflugscharen wiederholt. In seinem Lichte ist der Glaube an einen ewigen Weltfrieden ein Aberglaube. Die ewige Ruhe ist nur in der Herberge der Toten auf dem Campo santo zu Hause und in den Wonnegebilden derer, die in Gott überwunden haben. Einen Zusammenbruch der christlichen Weltordnung kann der Krieg also nicht bedeuten, da im Evangelium nur der Weltkirche, nicht dem Weltfrieden unverwundlicher Bestand verbürgt wird. Ohne Frage hat das heilige Vierbuch den Krieg als geschichtliche Tatsache der christlichen Ära bejaht“ (S. 17 f.).

Also Kriege müssen kommen. Aber freilich damit sind sie noch nicht gerechtfertigt, ebensowenig wie die Ärgernisse, die ebenfalls kommen müssen (Mt 18, 7).

¹ Über das Verhältnis des Alten und Neuen Bundes vergleiche Kleutgen, Theologie der Vorzeit V² 361 ff.

Jesús hatte gar keine Veranlassung, die Juden über den sittlichen Wert des Krieges und die Bedingungen eines rechtmäßigen Krieges zu belehren. Sie waren kein selbständiges Volk mehr, und ihre Kriege konnten kaum in etwas anderem bestehen als in Empörungen gegen die Römer. In der Tat haben die Feinde Jesu sich an ihn mit der Frage gewagt, wie sie sich ihren Gewalt Herrn gegenüber zu benehmen hätten. Die einfache Antwort lautete: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist“ (Mt 22, 21).

*

*

*

Gibt es nun in den Evangelien und den Apostelbriefen gar keine Maßstäbe zur Beurteilung des Krieges? Professor Simon Weber antwortet in dem Vortrag „Soldat und Krieg im Neuen Testament“ (Freiburg i. Br. 1915) S. 10 f.: „Wir dürfen nicht einfach die Frage an Christus und die Apostel stellen, was sie vom Kriege halten und gehalten haben. Der Name ‚Krieg‘ bezeichnet menschliche Anstrengungen mit der Waffe von ganz verschiedener sittlicher Beschaffenheit. Und die Stellungnahme des Ethikers zu ihnen kann daher nur eine sehr verschiedene sein. Niemand wird vom Neuen Testament verlangen, daß es den Krieg um seiner selbst willen preise. Der Krieg trägt seine Rechtfertigung nicht in sich selbst, sondern in dem Rechte der Güter, für die er geführt wird, und in dem Rechte der Autorität, unter der er unternommen wird.“

Wenn wir mit Bischof Faulhaber in dem schon erwähnten Werkchen die Lust am Krieg um des Krieges willen „Martialismus“, die unbedingte Forderung des Friedens unter allen Umständen „Sabbatismus“ nennen, so hat weder der Martialismus noch der Sabbatismus im Evangelium einen Stützpunkt. Der Martialismus nicht; denn „eine Religion, die über alle Grenzpfeile hinaus die Völker wie Brüder im weltweiten Einfamilienhaus der Kirche sammelt und einem Jenseits ohne nationale Farbe entgegenführt, wird naturgemäß der Entzweiung der Völker kein Hosanna singen und die Gemeinschaftswerte der Menschheit stärker betonen als die Sonderwerte der einzelnen Völker“. Aber ebenso wenig kann der Sabbatismus sich auf das heilige Buch berufen. „Es gibt im neutestamentlichen Christentum keinen Ausdruck gegen den notwendigen heiligen Kampf der Völker. Wir dürfen auch hier im Evangelium nur Evangelium suchen und nicht unsere Menschengedanken in die heiligen Rollen hineinlesen, statt Gottesgedanken aus ihnen herauslesen.“

Der Heiland befiehlt, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist. Der Apostel schreibt an Titus (3, 1): „Ermahne sie, den Fürsten untertan und den Befehlen gehorjam zu sein.“ Ebenso fordert Petrus auf, untertan zu sein „um des Herrn willen, sei es dem Kaiser als dem Oberherrn, sei es den von ihm gesandten Statthaltern“ (1 Petr 2, 13 f.). Die staatliche Gewalt wird als zu Recht bestehend anerkannt, auch ihr Schwertrecht. „Jedermann sei der obrigkeitlichen Gewalt untertan; denn es gibt keine Gewalt außer von Gott. . . . Sie trägt das Schwert nicht umsonst. Denn sie ist Gottes Gehilfe, Gerichtsvollstrecker für den, der Böses tut“ (Röm 13, 1-4), nicht bloß für die Übeltäter im Staat, sondern auch für den von außen drohenden Feind der bestehenden Ordnung.

Jesus vergleicht sich selbst mit einem König, dessen Diener mißhandelt und getödtet wurden. „Als der König das hörte, ergrimte er, sendete seine Heere aus, vernichtete jene Mörder und zündete ihre Stadt an“ (Mt 22, 7). Und wiederum mit einem König, der seine rebellischen Untertanen niederhauen läßt (Lk 19, 27). Hier wird also die Waffengewalt als ein Zuchtmittel in der Hand Gottes bezeichnet. Ebenso in der Weissagung von der Zerstörung Jerusalems durch die Römer: „Das sind die Tage der Vergeltung, damit alles erfüllt werde, was geschrieben steht“ (Lk 21, 22). Das gleiche lesen wir in der Apokalypse: „Ein anderes Roß zog aus, feuerrot; und dem, der darauf saß, wurde gegeben, den Frieden von der Erde wegzunehmen, und daß sie einander töten, und es wurde ihm ein großes Schwert gegeben“ (Offb 6, 4). Auch Christus selbst wird geschildert auf einem weißen Roß sitzend, und ein Schwert geht aus seinem Mund, um die Völker zu schlagen, und Könige und Feldherrn, Freie und Unfreie, Große und Kleine werden als Leichen das Feld bedecken (Offb 19, 11 ff.). Der Krieg hat also eine Stelle in der göttlichen Vorsehung und Weltregierung.

Etwa nur als schlechthin Böses, aus dem lediglich Gottes Allmacht wieder Gutes erweckt wie aus jeder Sünde? Ist der Stand des Kriegers oder wenigstens der freiwillige Söldnerstand, dem das Kriegshandwerk Beruf ist, ein Sündenstand, unvereinbar mit der Zugehörigkeit zum Reiche Gottes hienieden? Keineswegs.

Professor Weber macht aufmerksam auf die Behandlung, die den Vertretern des Kriegerstandes im Neuen Testament zuteil wird. Zu Johannes dem Täufer kamen Soldaten und fragten: Was sollen wir tun? Die Antwort lautet nicht: Zieht euern Waffenrock aus, sondern: Seid mit euerm Sold zufrieden und verübt gegen niemand unberechtigte Gewalttätigkeit (Lk 3, 14). Christus selbst kommt mit einem römischen Hauptmann zusammen, der ganz als Soldat fühlt und denkt. Mit keinem Wort deutet er ihm an, daß er einen verwerflichen Stand habe, den er aufgeben müsse. Er hat nur Lob für seinen Glauben: „Wahrlich ich sage euch, einen so großen Glauben habe ich bei Israel nicht gefunden. Ich sage euch aber: Viele werden von Osten und Westen kommen und mit Abraham, Isaac und Jakob im Himmelreich zu Tisch sitzen, die Kinder aber werden hinausgeworfen werden in die Finsternis draußen“ (Mt 8, 10 ff.). Also der Waffenberuf schließt nicht vom Himmelreich aus. Zur Zeit, als die vom Judentum bekehrten Christen noch nichts davon wissen wollten, daß auch Heiden ohne Beschneidung in die Kirche aufgenommen würden, erhielt der Apostel Petrus von Gott den Befehl, zu einem Heiden zu gehen, ihm und seiner Familie das Evangelium zu predigen und sie zu taufen. Während Petrus noch predigte, kam der Heilige Geist über die Zuhörer, so daß Petrus sagte: Wer kann ihnen die Taufe verweigern, da sie den Heiligen Geist empfangen haben wie wir? Wer war nun dieser Heide, der von Gott mit solchen Gnaden ausgezeichnet wurde? Ein braver römischer Hauptmann, „gerecht, gottesfürchtig, wohlbeleumundet bei allen Juden“ (Apg 10, 22). Wir hören nichts davon, daß er veranlaßt wurde,

seine Zenturionenstelle niederzulegen. Kann aber das Evangelium den Krieg unter allen Umständen verfluchen und doch Vertreter des Kriegerstandes selig preisen? Unmöglich. Die Kirche steht hier durchaus auf dem Standpunkt des Evangeliums, wenn sie eine ganze Anzahl Soldaten als Heilige verehrt, Gemeine, Offiziere und Feldherren.

* * *

Der Krieg ist als Zerstörer vieler irdischen Güter gewiß ein Übel; aber in sittlicher Hinsicht kann man weder im allgemeinen sagen: der Krieg ist gut, noch: der Krieg ist schlecht. Es kann sittlich gute und sittlich schlechte Kriege geben. Darum hat auch die christliche Lehre für den Krieg als solchen kein sittliches Prädikat. Der Krieg stammt wie alle Übel ursprünglich aus der Sünde; er kommt also vom Bösen. Auch der Tod kommt von der Sünde, und doch ist das rechte Sterben sittlich gut. So ist auch der Krieg sittlich gut, wenn er ein gerechter Krieg ist. Dazu gehört, erstens, daß er im Auftrag der höchsten politischen Gewalt geführt wird, deren Pflicht es ist, das Land vor Feinden zu schützen; zweitens, daß ein gerechter Grund zum Krieg vorliegt, d. h. ein Streitfall zwischen zwei Staaten, der mit gütlichen Mitteln nicht beigelegt werden kann, und der, weil es sich um Wohl oder Wehe des Staates und Landes handelt, mit Waffengewalt entschieden werden muß, da es über der obersten Staatsgewalt keine höhere irdische Macht gibt, die den Streitfall vor ihren Richterstuhl ziehen könnte; drittens, daß der Krieg in der rechten Absicht geführt wird, nicht aus Streit-, Rache- oder Beuteluft, sondern um ein allgemeines Unheil abzuwenden oder ein der Größe der Kriegskosten entsprechendes Gut zu erlangen oder zu schützen (S. Thom., Sum. theol. 2, 2, q. 40, a. 1).

Die Gerechtigkeit des Krieges vorausgesetzt, können wir nach den Grundsätzen des Evangeliums den Krieg, der zunächst nur als ein furchtbares Übel erscheint, unter anderer Rücksicht als den Förderer hoher Güter betrachten und auf ihn das Wort des Heilandes anwenden: „Ihr werdet Trauer haben, aber eure Trauer wird in Freude verwandelt werden“ (Jo 16, 20). Die irdischen Güter, um die der Krieg geführt wird, sind, wenn sie überhaupt kommen, eine erst nach dem Krieg erscheinende Frucht. Aber im Krieg selbst werden sittliche Güter gezeitigt, die kein zu verachtender Preis für die Hingabe von Gut und Blut sind.

Das Evangelium empfiehlt den Glauben und das Vertrauen auf Gott. Was kann dieser Empfehlung mehr Nachdruck verleihen als der Krieg, dessen Schrecken ohne den Glauben an die Vorsehung vielfach unerträglich wären? Der Glaube mahnt zu inständigem, andauerndem Gebete. Not lehrt beten, vor allem die große Not des Krieges. Das Evangelium lehrt Selbstverleugnung und Kreuztragen. Die beste Schule dieser Kunst ist der Krieg, nicht bloß für die Soldaten in den Strapazen des Feldzuges, sondern auch für die Daheimgebliebenen, die sich manche Beschränkungen auferlegen müssen, deren Körper zwar unverwundet bleibt, deren Herzen aber oft aus vielen Wunden bluten, und die dabei, wenn sie echte Christen sind, in dem Ausblick zum Heiland am Kreuz immer wieder Kraft finden, selber aufrecht zu bleiben und unter der Last der Leiden nicht zusammenzubrechen.

Das Evangelium preist über alles die Liebe, die auch das Leben hingibt für die Freunde. Tun das nicht viele Soldaten in christlicher Gesinnung Tag um Tag? Tun es nicht ebenso Männer und Frauen, die in den Seuchen- und Verwundetenlazaretten ihre Gesundheit und ihr Leben im Dienst der Nächstenliebe aufs Spiel setzen?

Diese bewunderungswürdigen Schauspiele, die im Frieden seltenere, im Krieg tagtägliche Ereignisse sind, haben schon viele begeisterte Schilderer gefunden. Otto Zimmermann zeichnet uns in „Kriegsleid und Gottesglaube“ (Münster i. W. 1914) erst in ergreifenden Zügen das Unglück des Krieges, um dann auf diesem dunkeln Hintergrund um so heller das erfreuliche Bild der Kriegstugenden erscheinen zu lassen, das Heldentum, in dem Volk und Heer erstrahlen: „Der Starkmut triumphiert; Todesverachtung, damit das Gute lebe, ist jetzt häufig geworden wie die Blumen des Feldes.“ Nie war der Gemeinsinn so stark. „Indem man einsah, was auf dem Spiele stand, wandte sich die auf Sondergüter zersplitterte Liebe dem gemeinsamen Vaterlande zu“ und verweigerte ihm kein Opfer, sondern ging über das Notwendige weit hinaus. Eine Läuterung in Sitte und Gesinnung trat ein, die viel unedle Schlacke ausschmolz und das Kernhafte wieder zur Geltung brachte. Von den Gräbern der teuern Toten hob sich der Blick wieder zum Himmel, wo die Guten ewig leben und wir abermals und zwar für immer mit ihnen vereinigt zu werden hoffen. Viele sittliche Güter, die aus dem Krieg erwachen, hätte wohl auch der Friede gebracht; aber jetzt sind es Siegesgüter, in hartem Kampf errungen. Und die Siegesfreudigkeit, das Bewußtsein, im Kampfe sich bewährt zu haben, hebt den Menschen. Seine Liebe wird „selbstlos, gesäubert vom Ich, nur auf Gott gerichtet; keinen Verfünder seiner Liebenswürdigkeit hat Gott im Himmel und auf Erden, der zuverlässiger als der Kreuzträger bewiese, daß er Gott allein für würdig hält, seines Herzens reine Liebe zu sein“. Insofern der Kriegsweg ein Kreuzweg ist, paßt er vorzüglich zur Lehre des Evangeliums.

„Der Völkerring als Prediger des Vertrauens“ wird geschildert von Professor August Knecht (Freiburg i. Br. 1915): „Der Völkerring predigt unerschütterliches Vertrauen auf Gott, hingebungsvolles Vertrauen auf die Kirche, opferwilliges Vertrauen auf unser deutsches Vaterland und demütiges Vertrauen auf uns selbst.“ Der Schluß der drei Predigten, die im Straßburger Dom gehalten wurden, lautet: „In diesem demütigen Vertrauen auf den Allgerechten und Allgütigen sei es mit vaterländischem Stolz hoffnungsvoll in deutscher Sprache gesagt, auf deutschem Boden, im deutschen Elsaß-Lande, in der deutschen Stadt Straßburg, der ‚wunderschönen‘, in dem durch den deutschen Meister Erwin von Steinbach berühmten Münster, an dieser geweihten Stätte, auf der für den deutschen Prediger Geiler von Kaisersberg vor fast fünfshundert Jahren erbauten Kanzel: Wir Deutsche werden siegen. Amen.“

Auf einer österreichischen Kanzel in der St.-Klementskirche in Prag hielt Professor Joseph Fatsch zehn Predigten, die er herausgegeben hat unter dem Titel „Unser Gottesglaube und der Krieg“ (Freiburg i. Br. 1915). „Der

Prediger muß das, was draußen in der Welt geschieht, hier drinnen ins Licht der Gotteswahrheit rücken, es deuten in diesem Licht und so seinen Zuhörern eine Richtschnur geben für ihr Denken und ihr Handeln im Alltagsleben. Weil die heilige Schrift das Leben als einen Kriegsdienst bezeichnet, so können wir die hauptsächlichsten Soldatentugenden auf das christliche Tugendleben deuten. Was predigt uns in dieser Beziehung der jetzige Krieg? Er predigt uns Gehorsam, Selbstverleugnung, opferwillige Liebe. Der Krieg lehrt uns beten, demütig beten, immer wieder im Gebet Seelenkraft und Trost suchen. Der Krieg erhöht den Lebensernst und mahnt uns an unsere Jenseitsbestimmung. Der Krieg zerstört die gottabgekehrte falsche Weisheit, bewährt dagegen die Religion und ihre Güter. Die Religion ist der Vaterlandsliebe durchaus nicht feindlich, aber sie bewahrt das Nationalgefühl vor Verirrungen und gibt dem Patriotismus eine heilige Weihe und einen festeren Grund. Sie lehrt uns, daß der allheilige und allmächtige Gott das Recht nicht dauernd unterdrücken, das Unrecht nicht dauernd siegen läßt. „Mißerfolge werden abwechseln mit Erfolgen, zuletzt aber wird die gerechte Sache doch siegen — vielleicht anders, als wir es uns denken, aber dafür dauernder, gesegreicher.“

Gleichfalls aus Österreich kommen uns Predigten zu, die unter dem Sammel-titel „Kriegstrost“ erschienen sind (Feldkirch, F. Unterberger, und Innsbruck, Verlag Tyrolia), allein fast eine jede Predigt dieser stattlichen Folge wurde auf einer andern Kanzel gehalten; in Bregenz und Feldkirch, im Bregenzerwald oder im Montafon, zu Hohenems, am Gebhardsberg ob des Bodensees, bei einer Kriegswallfahrt in der Rochuskirche zu Reutte, in Sädingen am Fridolinsfest usw. Der apostolische Wanderprediger, der im Kriege allen seinen Gemeinden mehr als je seine Hirten Sorge und Hirtenliebe zuwendet, ist der hochwürdigste Herr Bischof Dr Waig, Generalvikar von Vorarlberg. Stellen die gewaltigen Kriegsereignisse den erschütternd ernstesten Hintergrund aller dieser Predigten dar, so sind es auch persönliche Kriegserlebnisse, die in einigen bald leidvoll nachjittern, bald zu sieghaftem Vertrauen emporheben, Eindrücke und Erinnerungen, die der Bischof auf seiner Reise an die Tiroler Front gesammelt hat. Sie erstreckte sich vom Stillsfer Joch bis nach Kärnten. Zu Nr 12 ist ein Artikel des Bischofs aus dem „Tiroler Volksboten“ wiederabgedruckt worden, der der Stimmung des Landes beim Ausbruch des italienischen Krieges Ausdruck gibt in klangvollster, rührender und begeisternder Tirolerart. Selten wird eine Ansprache schon durch die äußeren Umstände so ergreifend sein wie das „heilige Vermächtnis“ (bei Nr 12). Sie wurde am Todestage Franz Ferdinands in der Kirche zu Hall gehalten. Der Thronfolger war anwesend und seine Gemahlin, Erzherzogin Rita. Die Kirche der immerwährenden Anbetung in Hall ist die Tiroler Gedächtniskirche des Ermordeten und wie ein Wahrzeichen des Weltkrieges geworden: „Volk von Tirol! Seit mehr als hundert Jahren dem göttlichen Herzen Jesu geweiht und verlobt; Volk von Tirol, das du deine Söhne in den Krieg gesendet, um Gottesliebe und Kaisertreue aufs neue zu bewahren; in deinem Lande ist dieses Heiligtum der Herz-Jesu-Anbacht erstanden, als Stätte des Gebetes für die

größten Anliegen unseres Reiches", „ein heiliges Vermächtnis des verewigten Erzherzogs und seiner edlen Gemahlin" (S. 36).

Kriegspredigten aus einem neutralen Staat müssen an sich schon Aufmerksamkeit erregen; wie erst, wenn sie einen so großen und berühmten Meister zum Verfasser haben wie Msgr. Kanonikus Meyenberg. Im 8. Heft der „Brennenden Fragen" (Luzern 1915, Rüber), „Zeichen der Zeit" überschrieben, ist der „Zeitstimmen" genannte Teil (4 Züricher Konferenzen) zur Hälfte dem Krieg, zur Hälfte dem Frieden gewidmet. Unter den fünf Predigten, die als „Nachflänge" folgen, handelt die letzte vom christlichen Soldatenstand; zwei Predigten, „Ewigkeitsstimmen", eröffnen das statiliche Heft (335 S.). Die „Totenklage der Bibel" (S. 7—18) hat wahrhaft tragische Aktualität. Die elf Ansprachen und Predigten stehen alle im Bann der erschütternden Weltereignisse, Kriegspredigten im eigentlichen Sinn sind indes nur die zwei ersten von den vier Züricher Konferenzen. Die sind es aber in besonders eindringlicher Weise. Sie wollen den Krieg in die christliche Weltanschauung einordnen und die aus den Kriegen wider Vorsehung und Weltplan erhobenen Einreden erledigen. Bei der Fülle des Gebotenen läßt sich einzelnes kaum herausheben; der Inhalt „überbietet", mit dem Verfasser zu reden, jede Stichprobe. Liest man diese Predigten, als befände man sich unter den Zuhörern des geseierten Redners, so wird man begreifen, wie sehr diese hochmächtige Beredsamkeit die Seelen zu erheben vermag. Liest man sie studierend, kritisch, wird mancher Leser oft innehalten, sei es, weil er so hochfliegendem Schwung nicht immer zu folgen vermag, sei es, weil anregende Gedanken freigebig ausgeschüttet werden, oder furchtbare Andeutungen auf Schritt und Tritt begegnen. So erwähnt der Verfasser S. 60 f die Rosenkranzzykliska Leos XIII. aus dem Jahre 1893, worin u. a. dargelegt wird, zwischen der Liebe zur himmlischen Heimat und der zur irdischen Heimat bestehe nicht Gegensatz, sondern Eintracht. Im Anschluß daran fragt der Redner, ob sich nicht gerade dieses in unsern Tagen erstaunlich erfülle. Die knappe Ausführung dieser Frage eröffnet den Ausblick auf Gedankenreihen von großem Belang und erheblicher Wucht. Wie oft mußte man hören, die jenseitige und die diesseitige Zielsetzung des menschlichen Lebens stünden einander im Wege, wirkten sich auf Kosten voneinander aus. Was lehren nun die Massengräber namenloser Helden? Sie lehren, daß die höchste Kraftprobe der Liebe zur irdischen Heimat, die vollkommene Hingabe aller Diesseitswerte in ihrer Quelle und ihrem Endziel über sich hinausgreift, mit den Jenseitswerten der heroischen Pflichterfüllung und des ewigen Lebens innig verbunden ist. Mit der befehlenden Staatsmacht geht die segnende Kirche auf die Schlachtfelder der Weltgeschichte. Das Auge des Geistes meint trostlose Finsternis über die Hügelreihen der Massengräber immer dichter sich ausbreiten zu sehen. Was heißt sie auf wie das Gebet der Kirche: dem König, dem alles lebt, ihn laßt uns anbeten!

Es geht nicht an, hier die ganze religiöse Kriegsliteratur auch nur zu verzeichnen. Es genügt, gezeigt zu haben, welche Fragen der Krieg in seiner Beziehung zum Evangelium anregt, und welche Antworten auf diese Fragen gegeben werden.

Es möge gestattet sein, das über die heilsamen Wirkungen des Krieges Gesagte hier zusammenzufassen in einigen Sätzen, die Bischof Wilhelm v. Rappeler in seiner „Leidenschule“ (Freiburg i. Br. 1914) Nr 235 ff ausspricht:

„Aus Leiden lehre. Der Krieg ist das Vollmaß der Leiden. Er ist auch ein Lehrer im großen Stil. Er erteilt Massenunterricht. Er zwingt ganze Völker und Großmächte in seine harte Schule. In wenigen Lehrstunden wirft er künstliche Gebäude der Weltweisen, ganze Reihen von Weltanschauungen der Hochgebildeten wie Kartenhäuser um, stößt Ideen, Grundsätze, Werturteile, die herrschend geworden waren, über den Haufen. Er zwingt die Menschheit, in erstaunlich kurzer Zeit umzulernen, ganz andern Maßstab anzulegen, respektvoll zu behandeln, was sie eben noch verachtet, wegzuworfen, was sie hochgewertet hatte. Der Krieg ist auch ein Religionslehrer, ein Prophet, der mit der Donnerstimme seiner Kanonen den Unglauben, die Leugnung und Lästerung jäh zum Schweigen bringt und in die Gewissen der Menschheit hineinruft die gewaltigen Worte: Schuld und Sühne, Tod und Ewigkeit, Gott und Christus.

„Auch ein Erzieher großen Stiles ist der Krieg. Er fährt herb drein und hat eine furchtbare Strafgewalt. Er bricht die verhärtetsten Gewissen auf mit dem Brecheisen des Schreckens und der Todesnot. Er weckt im Entartetsten den letzten Rest von sittlicher Kraft. Er bringt mit seinen mächtigsten Einflüssen hinab bis auf den Grund der Volksseele und deckt hier verborgene Kräfte, ungeahnte Schätze, frische Lebensquellen auf. Wo eben noch Selbstsucht, Weichlichkeit, Genußsucht, Eigennutz, Habsucht alles zu beherrschen schienen, da zeigt sich auf einmal ein Geist freudigen Entsayens, willigen Leidens und Opfern. Wo vorher Partei such, Streitsucht und Hader trennte, spaltete, zersäerte, da sieht man staunend mit einemmal alles geeint zu einem großen Ganzen. Der vordem so kleine Alltagsmensch wächst über sich selbst hinaus ins Heldenhafte.

„Die obengenannten guten Erfolge kann der Krieg nur da erzielen, wo im einzelnen und im Volk noch ein gesunder, sittlicher und religiöser Kern vorhanden ist, nur da, wo die Religion mitwirkt. . . Die Religion gibt auch der Vaterlandsiebe erst die volle Weihe, übermenschliche Kraft, unverwundliches Leben.

„Die Religion feiert im Kriege ihre stillen und offenen Triumphe. Da nimmt sie edle, liebevolle Rache für die schlechte Behandlung, die sie oft im Frieden erfährt. Da wendet sie großmütig auch denen ihre Hilfe zu, die sie eben noch verachtet und verlästert haben; sie erobert viele Herzen, die sich ihr verschlossen hatten; sie sieht ihre Kirchen wieder gefüllt, heiligt das Heer vor dem Ausmarsch und begleitet es mit unsichtbaren Scharen frommer Väter. Sie heiligt den Krieg selber und legt Gnadenkräfte hinein in seine Siege und seine Niederlagen, in seine Strapazen und Wunden.

„Überaus wichtig ist es, daß von allen Gläubigen die ganze Kriegsnot und Kriegssache durch Gebet und gute Meinung, durch Opfer und Gottesdienst, durch Fürbitte und Dankagung in die reine, heilige Sphäre der Religion emporgehoben werde. In dieser Sphäre wird der Krieg selber geheiligt, wird das Kriegsleiden erträglich, verdienstlich, fruchtreich. Auch darin sind unsere Krieger mit

gutem Beispiel vorangegangen. Sie sind von der Kirche in den Krieg gezogen; von den Altären der Heimat und von den Altären im Feindesland haben sie sich Opfermut geholt; sie wissen auch Schmerzen und Wunden betend und opfernd zu tragen und betend und opfernd zu sterben. Durch Gebetsgeist und Opfergesinnung sollen die draußen und die daheim fest aneinandergeschlossen bleiben, den Krieg wirklich als Gotteskrieg führen, damit auf ihn ein Gottesfriede folgen kann.

„Das Höchste aber ist die Liebe. Sie umweht mit warmem, goldenem Sonnenschein die Greuel des Krieges, die gräßlichen Szenen der Schlachtfelder, die entsetzlichen Bilder der Verwüstung, die verstümmelten Körper, die blutigen Leichname, die Massengräber, die wunden Herzen der Wittwen und Waisen. Sie macht sofort beim Ausbruch des Krieges auch mobil und läßt niemand als unabkömmlich gelten; sie beansprucht alle für ihren Dienst ohne Ausmusterung, ohne Altersgrenze, ohne Geschlechts-, Standes-, Vermögensunterschied; sie hat Arbeit für alle und besteuert alle. Der Krieg ist ein Höchstmaß der Leiden; es gilt, dieses in ein Höchstmaß der Liebe umzusetzen.“

Diese schönen bischöflichen Worte stellen den Krieg, wenn er nun einmal unvermeidlich ist, wieder mitten hinein in das Zentrum des Evangeliums. Sie zeigen ihn als Veranlasser und Aneiferer der Werke der Nächstenliebe. „Denn das ist die Verkündigung, die ihr gehört habt von Anfang an, daß ihr einander liebt. . . . Daran haben wir die Liebe Gottes erkannt, daß er sein Leben für uns eingesetzt hat. So müssen auch wir für die Brüder das Leben einsetzen“ (1 Jo 3, 11 16).

Christian Pesch S. J.